

„No entity without identity“

Theologie zwischen Disziplinen, Kulturen, Religionen

Clemens Sedmak, Salzburg

Die Theologische Fakultät in Salzburg hat sich einen Schwerpunkt gegeben: „Theologie Interkulturell und Studium der Religionen“. Ein Institut mit diesem Namen wurde gegründet, man hat Planposten geschaffen und ein Fach mit dieser Bezeichnung in den Studienplan integriert. Zugegeben, die Bezeichnung klingt etwas sperrig, nicht ganz so spritzig wie eine etablierte Automarke oder eine neue Parfümsorte. Aber gerade dieses Sperrige hat seinen Reiz. Es ist schließlich nicht die Aufgabe einer Universität, eine Diät zu bereiten, die vordringlich auf diejenigen zugeschnitten ist, die nach einem paulinischen Wort nur Milch vertragen.

Eine Fakultät begab sich also auf die Suche nach Identität. Insider haben das berühmte Wort von Willard van Orman Quine im Ohr: „No entity without identity“. Wenn ich von einem bestimmten Gegenstand keine Identitätsbedingungen angeben kann, kann ich diesen Gegenstand auch nicht in mein Orientierungssystem einordnen, weil ich nicht weiß, welche Schublade ich verwenden soll. Um also der Theologischen Fakultät in Salzburg Profil zu geben, wurde ein Schwerpunkt geschaffen. Auf diese Weise kann die Fakultät in eine Schublade eingeordnet werden – nun weiß man, was man vom Theologiestudium in Salzburg erwarten soll und erhoffen darf. Allerdings ist die Einordnung in eine Schublade auch nicht ganz einfach, weil der Begriff „Theologie Interkulturell und Studium der Religionen“, wie gesagt, ein wenig sperrig ist.

Theologie in Zwischenräumen

Der Fakultätsschwerpunkt, der von verschiedenen Lehrstühlen unterstützt und getragen wird, ist zwischen den Stühlen angesiedelt. Das macht den Reiz und das Risiko aus. Der Fakultätsschwerpunkt der Salzburger Fakultät lädt dazu ein, Theologie in Zwischenräumen zu betreiben, in den Zwischenräumen zwischen Disziplinen, zwischen Kulturen und zwischen Religionen. Das Leben in Zwischenräumen ist eine eigenartige Sache. Victor Turner hat diesen Zustand als „liminality“ beschrieben:¹ Wenn ein etablierter Status zusammenbricht, entsteht

1 Turner, Victor, *The Ritual Process: Structure and Anti-Structure*, Ithaca/NY 1977, 94-203.

eine Krise. Die alte Ordnung ist vergangen, die neue Ordnung ist noch nicht etabliert. Wir bewegen uns zwischen einem „Nicht mehr“ und einem „Noch nicht“. Wir befinden uns auf der Schwelle, in einem Zustand der Liminalität. Dieser Zwischenzustand hat den Charakter eines Übergangs, er ist nicht auf Dauer aufrecht zu erhalten. Diese Einsicht ist in Bezug auf unseren Fakultätsschwerpunkt insofern interessant, als sie Anlass zur Hoffnung gibt, dass die Arbeit zwischen Disziplinen, Kulturen und Religionen ein ständiger Stachel im Fleisch ist. Dies macht also den Reiz der Arbeit in Zwischenräumen aus. Wenn man davon ausgeht, dass der natürliche Zustand der Kirche die Krise ist, kann man diesen Status auch theologisch rechtfertigen. Ein Zustand der Liminalität lädt dazu ein, ja zwingt uns, grundlegende Fragen zu stellen, weil etablierte Ordnungen brüchig werden und sich eine Suche nach Alternativen aufdrängt.²

Der Versuch, Theologie in Zwischenräumen zu betreiben, lädt also zu einer Neubesinnung ein. Es geht darum, das Verhältnis der einzelnen theologischen Fächer zueinander, die Begegnungen von Kulturen, die Beziehungen zwischen den Religionen zu bestimmen. Wer theologisch in einem Zwischenraum arbeitet, betreibt Theologie in der Krise. Das ist ein hochgestochenes Wort, das hier jedoch - niederschwellig verwendet - besagen soll: eine Krisensituation ist eine Entscheidungssituation. Angesichts einer Krise müssen wir Entscheidungen treffen. Entscheidungen können wir nur treffen, wenn wir – mit Blick auf die griechische Wurzel von „krisis“ – entsprechende Unterscheidungen getroffen haben. Die Fähigkeit, Unterscheidungen zu treffen, ist eine Angelegenheit der Urteilskraft. Theologie in Zwischenräumen zu betreiben, fordert die theologische Urteilskraft heraus – in dreifacher Hinsicht: (i) Wir müssen uns entscheiden, wie wir unser Fach im Verhältnis zu den anderen Fächern und im Verhältnis zum Fakultätsschwerpunkt positionieren. (ii) Wir müssen uns entscheiden, wie wir eine Verhältnisbestimmung zwischen unserer Kultur und anderen Kulturen vornehmen. (iii) Und wir müssen uns entscheiden, wie wir unsere Religion zu anderen Religionen in Beziehung setzen. Daraus ergeben sich also die Fragen nach Interdisziplinarität (i), nach Interkulturalität (ii) und nach Interreligiosität (iii).

(i) Interdisziplinarität ist ein wichtiges Stichwort unserer Zeit. Rektor Heinrich Schmidinger von unserer Universität in Salzburg wies in seiner Inaugurationsrede vom 19.11. 2001 auf die Wichtigkeit der interdisziplinären Zusammenarbeit hin. Auch Popper hatte wiederholt angeregt, in Problemen und nicht in Disziplinen zu denken. Die Umsetzung fällt freilich nicht immer leicht. Des öfteren läuft interdisziplinäre Arbeit auf einen „Etikettenschwindel“ hinaus, in dem Sinne, dass etwa ein „interdisziplinärer Sammelband“ oder ein „interdisziplinä-

2 „Liminality ... breaks, as it were, the cake of custom and enfranchises speculation” (Turner, Victor, *The Forest of Symbols: Aspects of Ndembu Rituals*, Ithaca/NY 1967, 106).

res Symposium“ als lose Sammlung von Einzelbeiträgen gestaltet wird, die von verschiedenen Disziplinen herrühren, aber doch nicht ins Gespräch kommen. Interdisziplinarität ist also von bloßer *Multidisziplinarität* im Sinne der enzyklopädischen Addition disziplinärer Erkenntnisse zu unterscheiden. Der Schritt der theologischen Fakultät scheint hier reale Chancen zu eröffnen: Es braucht organisatorische und institutionelle Voraussetzungen interdisziplinärer Arbeit. Interdisziplinarität erfolgt koordiniert; es braucht also eine Instanz oder Person, die über die fachliche Arbeit auch Koordinationsaufgaben wahrnimmt. Dadurch – und durch gemeinsame Ziele – kann ein gemeinsamer Boden geschaffen werden, auf dem das Zusammenarbeiten von Disziplinen fruchtbar werden kann. Die verschiedenen theologischen Fächer, die durch Eckpfeiler theologischer Identität miteinander verbunden sind, haben hier sicherlich gegenüber losen Kooperationen anderer Disziplinen Vorteile. Dazu kommt, dass das Theologiestudium ein „breites Studium“ ist, das zum Querdenken einlädt und damit ein Denken jenseits der einzelnen Disziplinen fördert, eine Form der „Transdisziplinarität“ (Jürgen Mittelstraß). Dem leistet der Fakultätsschwerpunkt, in dem verschiedene Disziplinen zusammenarbeiten, sicherlich Vorschub. Ich komme nicht umhin, hier die Rolle der Philosophie als Moderatorin im interdisziplinären Diskurs zu erwähnen.³

(ii) Interkulturalität ist deswegen schwieriger, weil es zwar möglich ist, aus einer Fachdisziplin herauszutreten (schließlich sind wir nicht nur Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, sondern auch Angehörige von Familien, Vereinen, Gesellschaften, Staaten), aber es scheint schon schwieriger, aus der eigenen Kultur herauszutreten. Wohin immer wir gehen, wir nehmen unsere Kultur als „zweite Natur“ mit. Freilich sind wir unserer Kultur nicht ausgeliefert, ebenso wenig wie wir unserer Sprache ausgeliefert sind. Ebenso wie wir unsere Sprache schrittweise reformieren können, können wir schrittweise Distanz zu etablierten kulturellen Mustern erarbeiten. Es ist hier auch tatsächlich sinnvoll, von „Arbeit“ zu sprechen, denn es ist hart, lieb gewonnene Denkformen zu verabschieden oder sich mit dem Gedanken anzufreunden, dass es Alternativen zu gängiger kultureller Praxis gibt. Das Wissen um andere Kulturen ist hier ein entscheidender Schritt; dadurch können wir Dinge einordnen. Mit Hegel dürfen wir Bildung als die Fähigkeit verstehen, Dinge von einem anderen Standpunkt aus zu sehen. Es ist schließlich auch Teil der Verantwortung von Intellektuellen und Aufgabe der Universität, diese Fähigkeit, Distanz zu Etabliertem zu gewinnen, zu kultivieren. So kann etwas in einen Zusammenhang eingebettet werden. Wer Shakespeare nicht kennt, mag versucht sein, den Dorfdichter als den größten Poeten anzusehen. Wer nie in Florenz war, mag die Errungenschaften des sozialen Wohn-

3 Vgl. Habermas, Jürgen, Philosophie als Platzhalter und Interpret, in: Ders., Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln, Frankfurt/Main 1983, 9-28.

baus über alles preisen. Oder wie Botho Strauss es ausgedrückt hat: „Die Überlieferung verendet vor den Schranken einer hybriden Überschätzung von Zeitgenossenschaft.“ Die Begegnung mit anderen Kulturen kann also wesentlich zum Erkenntnisgewinn beitragen.

(iii) Interreligiosität mag als die größte Herausforderung erscheinen. Man kann seine Religion nicht ablegen wie einen alten Hut oder einen schäbig gewordenen Mantel. Es ist bekanntlich nicht der Sinn des interreligiösen Dialogs, das eigene Tafelsilber zu verschenken oder seine Identität zu verleugnen. Freilich: Die eigene Identität kristallisiert sich heraus im Versuch, einen Platz im Kosmos zu finden. Wenn ich nun immer mehr um den Kosmos und das, was es unter der Sonne gibt, weiß, kann dies für die eigene Identität zweifellos dienlich sein. Dazu kommt der Gedanke, dass Religionen gemeinsame Anliegen teilen und dass diese Anliegen zu wichtig sind, um kleinlichen Streitereien oder wechselseitiger Ignoranz überlassen zu werden. Hier ergeben sich auch Möglichkeiten, eine Richtung des interreligiösen Dialogs – Erarbeitung von Gemeinsamkeiten zum Wohle des globalen Dorfes – zu erkennen.

Gemeinsamkeit und Differenz

Die Arbeit in Zwischenräumen hat also mit Unterschieden zu tun, die auf gemeinsamer Grundlage verhandelt werden. Etwas kann von etwas anderem nur auf gemeinsamem Boden unterschieden werden. Im interdisziplinären oder interkulturellen oder interreligiösen Dialog begegnen wir einander nicht in einem Niemandsland, sondern auf gemeinsamer Grundlage. Auf dem Boden von Gemeinsamkeiten können Unterschiede festgestellt werden. Donald Davidson hat deswegen davon gesprochen, dass wir ein *principle of charity* in der Begegnung mit Andersartigem anwenden müssten, ein Prinzip systematisch wohlwollender Unterstellungen. Eine Interpretationstheorie kann nur von einer Ausgangstheorie aus aufgebaut werden, die die Übereinstimmung zwischen Sprecher und Interpret in dem Sinne maximiert, dass der beobachtete Sprecher so oft wie möglich Recht hat.⁴ Das *principle of charity* fordert deswegen, dem Sprecher zu unterstellen, dass er wahre Überzeugungen hat und an möglichst wenigen widersprüchlichen Überzeugungen festhält.⁵ Erst durch diese Strategie der Übereinstimmungsmaximierung werden Fehler deutlich: Je größer die Übereinstimmung ist, desto klarer treten Fehler oder falsche Überzeugungen zutage.⁶

4 Vgl. Davidson, Donald, *Inquiries into Truth and Interpretation [ITI]*, Oxford 1984, 136.

5 Vgl. ITI 135, 168f; vgl. Davidson, Donald, *Toward a Unified Theory of Meaning and Action*, in: *Grazer Philosophische Studien* 11 (1980) 1-12, hier 6f.

6 Vgl. ITI 168.

Das ist vor allem dadurch möglich, dass sich Sprecher und Interpret auf denselben Weltausschnitt beziehen.⁷ Ohne vorgängige Gemeinsamkeit können Unterschiede nicht identifiziert werden.

Entscheidend für die Arbeit in Zwischenräumen ist deswegen die Sicherung einer gemeinsamen Basis. Nach Ludwig Wittgenstein ist „die gemeinsame menschliche Handlungsweise ... das Bezugssystem, mittels dessen wir uns eine fremde Sprache [oder Kultur, C.S.] deuten.“⁸ Dabei stellt die gemeinsame menschliche Handlungsweise einen gemeinsamen Weltbezug und den Rekurs auf dieselbe *Conditio humana* sicher. Nur ein geteilter Handlungszusammenhang ermöglicht gegläuckte Verständigung. Das bedeutet umgekehrt, dass wir etwas Fremdes nur dann interpretieren können, wenn wir auf gemeinsame Formen oder Tatsachen zurückgreifen können. Das ist auch der Hintergrund der berühmten Behauptung: „Wenn ein Löwe sprechen könnte, wir könnten ihn nicht verstehen.“⁹ Auch Hans-Georg Gadamer hat in *Wahrheit und Methode*¹⁰ den gemeinsamen Weltbezug als Bedingung der Möglichkeit von Verstehen über zeitliche und kulturelle Differenzen hinweg angenommen. Die berühmte These von der Horizontverschmelzung (WM 289.359) impliziert, dass Ausleger und Autor einen gemeinsamen Bezug zur Welt („Horizont“) teilen. Es geht nicht um die Erhellung einer geheimnisvollen „Kommunion der Seelen“, sondern um Teilhabe am gemeinsamen Sinn (WM 276). Verstehen heißt daher primär: sich in der Sache verstehen (WM 278).

Dialog – auch der Dialog über Differenzen – ist auf nur auf der Grundlage gesicherter Gemeinsamkeit möglich. Die grundlegenden Gemeinsamkeiten sind auf der Ebene menschlichen Handelns anzusiedeln. Wenn dies gesichert ist, können wir Narrationen austauschen, Erzählungen über Erfahrungen; erst dann ist es sinnvoll, sich über argumentierbare Inhalte zu verständigen. Es ist also vernünftig, hier Schritte der Zusammenarbeit zu unterscheiden und den Aufbau einer gemeinsamen Basis als einen Prozess anzusehen. Die Rolle von Gemeinsamkeiten im Dialog hat Otto Muck nachdrücklich unterstrichen.¹¹ Neben den Gemeinsamkeiten sind aber auch die Differenzen wichtig. Dazu ein Gedankenexperiment¹²: Nehmen wir an, eineiige Zwillinge, Mona und Lisa, wurden völlig isoliert in zwei völlig identischen Zimmern aufgezogen. Sie werden exakt mit denselben Notwendigkeiten des alltäglichen Lebens versorgt, sie erlernen auf die

7 Vgl. Davidson, Donald, *Der Mythos des Subjektiven*, Stuttgart 1993, 81-83.

8 Wittgenstein, Ludwig, *Philosophische Untersuchungen*, Oxford 1958, 206.

9 Ebd. II, 223.

10 Gadamer, Hans-Georg, *Wahrheit und Methode* [WM], Tübingen ²1965.

11 Vgl. Muck, Otto, *Rationale Strukturen des Dialogs über Glaubensfragen*, in: H. Bogensberger u.a. (Hg.), *Erkenntniswege in der Theologie*, Graz 1998, 107-150.

12 Dieses Gedankenexperiment ist angelehnt an Jackson, Frank, *What Mary Didn't Know*, in: *Journal of Philosophy* 83 (1986) 291-295.

gleiche Weise in der gleichen Ordnung dieselben Begriffe und eignen sich auf ein- und dieselbe Weise Sprachkompetenz an, sie werden exakt in der gleichen Weise behandelt. Nehmen wir nun an, dass Mona und Lisa einander vorgeführt werden. Mona wird aus ihrem Zimmer einen dunklen Gang hinuntergeführt und in ein anderes Zimmer gebracht, Lisa wird aus ihrem Zimmer einen dunklen Gang hinuntergeführt und in besagtes anderes Zimmer gebracht. Was werden sie miteinander sprechen? Es soll hier die These vertreten werden, dass Mona und Lisa nur dann miteinander ins Gespräch kommen können, wenn sie auf Differenzen zurückgreifen können, die den Dialog als Teilen von Verschiedenem ermöglicht. Gadamer hat einer Stelle davon gesprochen, dass Kultur das ist, was mehr wird, dadurch, dass es geteilt wird.¹³ Dies trifft auch auf die Arbeit in Zwischenräumen zu. Wir bauen eine gemeinsame Dialogkultur dadurch auf, dass jeder und jede Eigenes und Spezifisches und damit je Unterschiedliches in den Dialog einbringt. Hier könnte man die altkluge Bemerkung machen, dass es nicht angebracht ist, Angst oder Scheu vor Differenzen zu haben. Von diesen Differenzen lebt der Fakultätsschwerpunkt. Aspekte dieser Buntheit kommen in dieser Zeitschrift zum Ausdruck.

13 Kultur lässt sich „als der Bereich all dessen verstehen, was dadurch mehr wird, daß wir es teilen. Die äußeren Güter des Lebens sind von der Art, daß sie vereinzeln“ (Gadamer, Hans-Georg, *Lob der Theorie. Reden und Aufsätze*, Frankfurt/Main 1983, 15).